

# **Leben im Mondschatten**

**EVA**

Eine Geschichte über eine Liebe  
und ein verlorenes Leben



Leben im Mondschatten

von

Simone Kok

Impressum

© 2023 S. Kok

ISBN 9789403699776

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

Bookmundo Direct, Delftestraat 33, 3013 AE Rotterdam  
Niederlande

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: Bookmundo Direct

[autorin-skok.de](http://autorin-skok.de)

[simone.kok@autorin-skok.de](mailto:simone.kok@autorin-skok.de)

Stell dir vor, du wachst eines Morgens auf und es ist der letzte Tag deines Lebens.

## **Prolog**

Ich liebe den Regen, seit ich ein junges Mädchen war.

Wie die Tropfen auf meiner Haut zerspringen und mir eine Gänsehaut bereiten. In der Luft dieser heimelige Geruch von frisch gemähtem Gras, Muttererde und Holz. Das Trommeln des Regens und die summend aufgeladene Luft verbinden sich zu einer Melodie.

Was für eine Magie diese Momente doch hatten. Und zu welchen Empfindungen man fähig ist, wenn man nur jung ist. Diese unbändige Lust auf das Leben, das noch vor mir lag und von dem ich wusste, dass es aufregend und großartig und einfach wundervoll werden würde. Ich vertraute darauf, dass Gott es gut mit mir meinte.

Wenn ich dann die Zunge lang herausstreckte, um damit ein paar moosig schmeckende Regentropfen einzufangen, wusste ich, dass das Leben Glück für mich bereithielt.

Ich war eine Närrin.

## Eva

Winnie trabt über die Koppel zu mir herüber. Seine lange Mähne flattert im Wind. Sein Gang so stolz und voll wilder Lebendigkeit. Er schnaubt zur Begrüßung, schnuppert vor meinem Gesicht. Ich drücke ihm einen Kuss auf seine Nüstern. Über uns zerreißt ein Blitz den Himmel und der Donner knallt so laut, dass mein Herz wild in meiner Brust trommelt. Regentropfen zerspringen in einem feinen Nebel auf Winnys Rücken und ich streiche mit beiden Handflächen darüber.

Wie alles miteinander verbunden ist. Himmel und Erde, Winnie und ich. Über uns ein gelbgraues Dach aus Gewitterwolken. Als die Sonne endlich eine Lücke hindurch findet, läßt mich ihr heller Lichtkegel ein, ihr zu folgen. Doch Winnie stupst mich an.

„Señora! Señora! Wachen Sie auf! Sehen Sie mich an, bitte.“

Nicht Winnie. Eine weiche Hand streicht über meine Stirn.

„Wer ...?“ Ich blinzele gegen die Sonne. Doch es ist nicht die Sonne, nur eine grelle Deckenbeleuchtung. „Wo ist ...?“

Und noch während die Wörter sich in meinem Kopf zu Fragen zusammensetzen, breitet sich ein bohrender Schmerz in meiner Brust aus. Das Atmen fällt mir schwer. Ein pulsierendes Stechen wütet in meiner Schulter und strahlt von dort in meinen Unterkiefer aus. Ich beiße die Zähne aufeinander und höre es laut in meinen Ohren knirschen.

Doch dann ... endet alles schlagartig. Ich fühle mich leicht. Wie ein Gasballon, den man losgelassen hat, schwebe ich im Raum. So ist es also. Für einen schrecklichen Moment fühle ich mich so allein. Winnie folgt mir nicht und das, was uns verbunden hat, beginnt sich zu lösen.

„Doktor! Kommen Sie! Ihr Herz!“, ruft eine Frauenstimme. Dann etwas leiser: „Señora, es wird wieder gut. Wir helfen Ihnen.“

Ihre Stimme so warm, wie die Hand, die sie mir an die Wange legt. Vater hatte das auch immer getan, wenn er mich beruhigen wollte.

Vater.

Eine glückliche Erinnerung. Ich will sie festhalten. Mitnehmen. Doch meine Gedanken beginnen schon sich aufzulösen, bis sie nur noch einzelne Worte sind, die ihren Bezug verloren haben. Bilder flimmern hinter meinen geschlossenen Lidern.

Winnie, der schnaubend weiße Dunstwolken an einem Wintermorgen in die Luft bläst.

Papa, der mein wütendes Gesicht sanft mit seinen schwieligen Händen umfasst.

Mik, wie er stumm zusammensackt, als die Kugel seine Schädeldecke aufreißt.

Dann ist alles still.

In meinem Mund ist ein Geschmack von Kupfer. Ich habe mir die Lippe aufgebissen. Das Blut weckt Erinnerungen, die ich lieber dort lassen will, wo sie die letzten dreißig Jahre gewesen sind. In den tiefsten Abgründen meiner Seele. Ich schiebe sie fort, spüre dem Schmerz in meiner Schulter nach.

„Das Fieber steigt weiter“, höre ich die Stimme einer Frau.

„Machen Sie zusätzlich frische Wadenwickel“, antwortet eine Männerstimme, „mehr können wir momentan nicht für sie tun.“

Ich weiß nicht zu wem die Stimme gehört. Mein Augenlid klebt auf meinem Augapfel fest. Es zu öffnen erscheint mir eine zu große Anstrengung zu sein. Meine Zunge krümmt sich wie ein vertrockneter, sandpanierter Wurm.

„Señora? Hören Sie mich?“

„Wasser“, flüstere ich.

Jemand flößt mir ein wenig Wasser in den Mund.



„Haben Sie Familie? Kann ich jemanden für Sie anrufen? Soll ich jemandem Bescheid sagen, dass Sie hier sind?“, fragt Rosa.

Ein Gedanke zuckt durch meinen Kopf. Mit ihm füllt sich meine Brust mit Schwere.

Die Kinder! Sie haben sich in Gefahr gebracht. Nein! Ich! Ich habe sie in Gefahr gebracht. Ich muss nach ihnen sehen, muss wissen, ob es ihnen gut geht.

„Ich muss zu ihnen“, sage ich und will mich aufsetzen.

Doch ein Schmerz wie ein mit einem stumpfen Messer gezogener tiefer Schnitt lähmt meinen Oberkörper. Ich kenne diesen Schmerz. In spitzen und lang nachklingenden Wellen treibt er durch mich durch. Kein Entkommen. Er ist mir so vertraut, auch wenn es schon viele Jahre her ist, dass ich ihn gespürt habe.

Die Frau legt mir ein kühlendes Tuch auf meine Stirn.

„Señora, bitte, Sie dürfen sich nicht bewegen.“

„Die Kinder...“

Ich höre mich selbst kaum, bringe nur ein heiseres Flüstern zu Stande. Meine Kehle ist ausgedörrt und ich schlucke trocken, wobei aus meinem Hals ein knackendes Geräusch dringt. Die Frau tröpfelt mir wieder etwas Wasser in den Mund. Abwehrend schüttele ich den Kopf.

„Jemand muss nach den Kindern sehen“, versuche ich es noch einmal.

„Wir kümmern uns um Sie. Ich verspreche es. Aber nun müssen Sie sich beruhigen“, entgegnet sie.

Ich blicke sie an. Sie ist jung, wunderschön und trägt einen Schwesternkittel. Rosa steht auf ihrem Namensschild.

„Bitte“, ich greife nach ihrem Unterarm und drücke ihn mit fahriger Hand, „rufen Sie Carlos an. Carlos Ortega. Er arbeitet“, ich schnaufe kurzatmig, „er arbeitet als Streetworker in Ciudad. Sagen Sie ihm, dass er sich um die Kinder kümmern muss.“

Erschöpft lasse ich ihren Arm los. Sie drückt meine Hand und sieht mich mitfühlend an.

„Señora, ich werde Señor Ortega anrufen. Ich verspreche es. Sagen Sie mir Ihren Namen.“

*Gut! Das ist gut!*

„Eva“, flüstere ich.

Die Kraft, die durch die Sorge um die Kinder kurz aufgeflammt ist, versiegt so schnell wie sie gekommen ist. Mein Körper gibt seine Spannung auf. Ich falle in einen fiebrigen Schlaf und träume von einem schönen Ort.

Ein vertrauter Geruch. Es duftet nach frisch aufgewühltem Heu. Staub wirbelt glitzernd in den Lichtstrahlen, die durch die Ritzen einer Scheunenwand fallen. Es ist meine Scheune. Die Scheune auf dem Hof meiner Eltern.

Ich bin glücklich.

Es ist warm.

Mein Bauch wohlig gefüllt mit Apfelkuchen, liege ich im Heu.

Ich lausche den vertrauten Geräuschen des Hofes. Vom Feld herüber höre ich Opa Picks Trecker. Eine Kuh muht gedehnt und Mama klirrt mit dem Geschirr beim Abwasch.

Das ist mein Heim, mein Glücksort.

Hier will ich sein.

## **20.06.2021 El Infante, Chihuahua Wüste, Mexiko, am Morgen**

Die alte Frau starrt mich müde aus dem Spiegel an. Das Gesicht von zahllosen, tiefen Narben entstellt. Trockene, sandfarbene Strähnen haben sich aus dem Haarknoten gelöst und fallen ihr in die Stirn. Ihre Augen schwimmen in einem trüben Tränensee. Sie haben zu viel geweint in ihrem Leben. Seit ihrer Gefangenschaft vor über dreißig Jahren tränen sie immer fort, haben nicht mehr damit aufgehört. Zwölf Jahre ihres Lebens hat sie in einem Gefängnis, einem Hundezwinger irgendwo in der Wüste Mexikos verloren. Zwölf Jahre und noch mehr.

So viel mehr.

Ich lege den Handspiegel auf dem Tisch ab und tupfe mir mit meiner Schürze die Feuchtigkeit unter den Augen weg. Ich zucke zurück, als ich die Narbe berühre, die von meinem Kinn hinauf bis zu meiner Stirn reicht. Auch nach all den Jahren kann ich dort noch immer keine Berührung ertragen. Sie löst Bruchstücke von Erinnerungen in mir aus. Ich schüttele abwehrend meinen Kopf. Ich will mich nicht erinnern, aber an manchen Tagen habe ich diesen Erinnerungen nichts entgegenzusetzen. Das Licht in meinem Auge war erloschen, nachdem Serge seinen Säbel durch mein Gesicht gezogen hat. Dieser gottverfluchte Säbel. Unter Millionen Messern würde ich ihn heute noch wiedererkennen. Ein Piratensäbel mit geschwungener Klinge und einer mich täglich aufs Neue verhöhnenden Gravur einer nackten Frau auf der Schneide. Serge hatte mit diesem Messer die linke Hälfte meines Gesichts und mein Lid durchschnitten und dabei die Hornhaut meines Auges zerstört. Momente wie diese, in denen

ich diesen Bildern in meinem Kopf ausgeliefert bin, lassen mich wie damals hilflos und schmutzig fühlen. Und jedes Mal wieder richten sie mir einen kleinen Gruß von diesem Bastard aus, damit ich bloß nicht vergesse, welche Macht er über mich hatte. Mit zittrigen Händen greife ich nach dem Wasserkrug, schenke mir einen Schluck in meinen Becher ein und trinke ihn gierig aus.

„Señora! Señora!“

Juan kommt in die Küche der Kinderauffangstation gerannt und schlingt seine Hände um meine Taille. Ich fasse mich schnell wieder, löse seine Hände von meinen Hüften und lasse mich auf einen der abgewetzten Stühle nieder.

Wie jedes Mal, wenn ich ihn sehe, freue ich mich über das Licht, das dieser kleine Kerl in den dunkelsten Raum bringt. Er war unter den schlimmsten Umständen groß geworden. Seine Eltern und sein großer Bruder waren bei einem schief gelaufenen Drogendeal erschossen worden. Juan hatte alles mit angesehen. Eine Freundin seiner Mutter, eine Prostituierte aus El Paso, hatte sich seiner angenommen, aber sie hatte nicht verhindern können, dass Juan gelegentlich ins Visier ihrer Kunden oder ihres Zuhälters geriet. Er hatte viel erlebt, was kein Kind je erleben sollte, und doch hat dieser mexikanische Sumpf aus Gewalt und Drogen es am Ende nicht geschafft, diesem Jungen das Gute auszutreiben. Von all den Kindern, die in den letzten Jahren in der Station einen Unterschlupf gefunden haben, war keines so empathisch, fürsorglich und großzügig gewesen wie mein Juan.

Ich lächle ihn an und streiche ihm eine Strähne seiner hellbraunen Haare aus der Stirn.

„Was ist passiert, mein Schatz?“

Sein Haar klebt verschwitzt am Kopf und seine Augen erscheinen riesig in seinem braun gebrannten Gesicht.

„Señora“, er tänzelt nervös auf den Fußballen. „Kommen Sie bitte. Ein Baby. Schnell! Kommen Sie!“

Mein Herz fällt in einen schmerzhaften Galopp.

Ein Baby?

Das Bild meines Babys leuchtet in meinem Kopf auf. Meine Lisa. Wenige Monate nur hatte ich sie halten, sie nähren und ihr Liebe schenken können. Ein dumpfes Ziehen in meinen Brüsten bringt den Trennungsschmerz zurück.

Lisa.

Juan zerrt an meinen Rücken und drängelt mich ungeduldig, ihm zu folgen. Doch die Erinnerungen sind wieder da und wollen mich zurück an den Ort meines Gefängnisses bringen, aus dem ich vor gut dreißig Jahren geflüchtet bin.

„Señora, was ist mit Ihnen? Señora?“

Einen Moment lang wollen meine Beine nachgeben. Ich schwanke und Juan schlingt seine Arme um meine Taille. Der Augenblick geht vorüber.

„Mach dir keine Sorgen! Für einen Moment kamen traurige Gedanken in meinen Kopf. Du hast sie wieder verscheucht, Juan.“

Seine grauen Augen, klar und tief wie ein Bergsee schauen zu mir auf.

„Señora, haben Sie an die Vergangenheit gedacht?“

„Si“, seufze ich.

Einen Moment lang scheint er zu überlegen, leckt sich kurz über die trockenen Lippen und sagt dann:

„Der Kummer, der nicht spricht, nagt leise an dem Herzen, bis es bricht.“

Ich bin sprachlos, dass er ein Zitat wiedergibt, das ich ihm vor knapp zwei Jahren in meiner Muttersprache beigebracht habe. Er hat es nicht vergessen. Mein Herz will überlaufen vor Liebe und gleichzeitig schmerzt es mich, zu sehen wie emphatisch dieser Junge ist. Er wird es immer schwer haben in diesem Teil

der Welt. Ein Schluchzen drängt meine Kehle hoch und ich presse meine Hand gegen meinen Mund. Ich blinzele eine Träne weg und atme kräftig durch.

„So, wo ist denn nun dieses Baby?“

Juan zieht mich aus dem Haus hinaus in die brütende Hitze der Chihuahua Wüste.

„Dort drüben.“

Aufgeregt weist er mit seinem Finger in die Richtung und zusammen eilen wir über die trockene Erde der Wüstenlandschaft. Vor uns erstreckt sich eine gelbe, steinige Steppe. Verdorrte Sträucher und zahlreiche Saguaro Kakteen bestimmen das Bild. Ein trostloser Anblick, doch ich hatte ihn selbst gewählt.

Juan lässt meine Hand los.

„Los, Señora! Kommen Sie.“ Er geht voran und winkt mich hinter sich her. „Hinter dem Elephante sind sie.“

Der Elephante ist ein Steinhügel, dessen Form ihm seinen Namen eingebracht hat. Auf der anderen Seite des Hügel haben sich meine Kinder Santos, Franko, Alejandro und Diego in einer Traube um Sofia versammelt. Sofia, das einzige Mädchen und die Älteste der Kinder in der Station, hält ein kleines Bündel in den Armen. Ihr Gesicht erhellt sich, als sie mich sieht. Sie strahlt mich regelrecht an.

„Sofia“, tadle ich mit einer Stimme, von denen die Kinder immer sagen, dass sie mal geölt werden müsse, „schau mich nicht so an. Es ist noch viel zu früh für dich, um an Kinder zu denken.“

Als Antwort kichert sie und streckt mir das Bündel entgegen. Die Kinder tuscheln leise miteinander. Jeder von ihnen scheint zum Sprung bereit, falls Sofia oder ich das Kind fallen lassen würden. Sie alle so zu sehen, erfüllt mich mit Stolz. Meine immer feuchten Augen laufen über und eine Träne tropft von meinem Kinn.

„Entspannt euch, ich weiß, wie man ein Baby festhält.“

Ich schaue streng in die Runde und knipse verschwörerisch mein gutes Auge zu. Ein Schauer durchfährt meinen Körper, als ich dieses kleine Wesen in meinen Armen betrachte. Ein fast unerträglicher Drang, es fest an mich zu drücken, damit fortzulaufen, dafür zu sorgen, dass ihm niemand je auch nur ein Haar krümmen kann, zerrt an mir. Meine Sinne schärfen sich. Ich inhaliere tief den Duft des Babys, der sich mit dem Geruch der Mesquite Bäume und meinem eigenen sauren Schweiß vermischt. Ich spüre eine Energie durch meinen Körper fließen, als wäre ich wieder fünfundzwanzig und nicht siebzig.

„Ist es in Ordnung?“, flüstert Juan. „Muss es nicht schreien?“

„Es schläft nur“, antwortet Sofia.

„Ist es ein Junge oder ein Mädchen?“

Mühsam versuche ich, in die Hocke zu kommen. Meine arthritischen Knie protestieren lauthals. Eines der Kinder greift einen Korb und stellt ihn vor mir ab. Vorsichtig lege ich das Baby hinein.

„Wo habt ihr es gefunden?“, frage ich.

„Ich habe beobachtet, wie eine Frau diesen Korb in den Schatten der Bäume abgestellt hat. Es schien, als habe sie sicherstellen wollen, dass ich sie sehe“, sagt Sofia, ohne den Blick von dem kleinen Bündel abzuwenden. „Ich ging auf sie zu, doch sie lief fort. Als ich sah, was da in dem Korb liegt, bin ich der Frau hinterhergelaufen, doch sie war schon weg. Ich wollte das Baby nicht gleich von hier wegbringen. Vielleicht überlegt ihre Mama es sich noch und kehrt zurück!?“

Wie zur Unterstreichung ihrer Aussage lässt sie ihren Blick noch einmal über die Umgebung schweifen. Ich betrachte das Baby. Jemand hat es in Tücher gewickelt und mittlerweile ist es völlig durchnässt. Die Bäckchen sind farblos, aber, Gott sei es gedankt, es scheint unverletzt zu sein. Vorsichtig löse ich den Stoff um seinen Körper. Die Kinder hocken im Halbkreis um mich herum. Voller Rührung zieht sich mein Herz zusammen, als ich in ihre

erwartungsfrohen Gesichter schaue. Sie alle würden dieses kleine Wesen hier ohne Vorbehalte in ihrer Mitte aufnehmen und es beschützen.

Doch dann fällt plötzlich ein Schatten auf uns.

Die Gesichter der Kinder erstarren. Juans Augen sind zwei große, graue Kugeln. Alle blicken jemanden an, der hinter mir steht.

„Ich denke, du hast da etwas, was mir gehört“, sagt dieser Jemand.

Seine Stimme fährt mir bis tief ins Mark, trifft mich wie eine Serie von Faustschlägen in die Magengrube. Aus Millionen Stimmen hätte ich sie heraushören können, auch wenn es nun drei Jahrzehnte her ist, dass ich sie das letzte Mal gehört habe. Das Letzte, was diese Stimme mir hasserfüllt nachgerufen hatte, war: „Du Dreckshure, wenn ich dich kriege, bist du tot.“

Es kann nicht sein. Es darf nicht sein. Wie hat er mich gefunden? Erstarrt hocke ich da. In Juans Gesicht spiegelt sich meine Angst. Seine Mundwinkel zucken, die Augen sind weit aufgerissen. Ich weiß, wer da hinter mir steht. Er ist es. Serge, mein Entführer und Gefängniswärter.

Die Welt um mich dreht sich, ich stütze mich vor mir auf den Boden ab. Mein Puls rast. Die Blase will sich entleeren und mein Magen wehrt sich gegen das eben getrunkene Wasser.

Warum ist er hier? Was will er mit dem Baby? Die Kinder! Meine Kinder. Ich muss sie beschützen. Ich muss das Baby schützen. Die Gedanken überschlagen sich in meinem Kopf. Verzweifelt versuche ich, einen klaren Gedanken zu fassen. Beruhige dich, um Himmels Willen, beruhige dich!

Ich registriere Alejandros Blick, der wie eine stumme Frage auf mir liegt. Er wirkt ruhig, nur seine Brust hebt und senkt sich jetzt schneller. Der Ausdruck in seinem Gesicht macht mich ruhiger. Da ist keine Angst, nur die harte Gewissheit, dass der Frieden in seinem Leben nicht selbstverständlich ist und er immer bereit ist



dafür zu kämpfen. Ich befreie mich aus meiner Starre und greife nach dem ersten klaren Gedanken in meinem Kopf.

Mit dicht vor dem Körper gepressten Händen zeige ich erst auf ihn, dann auf das Baby. Mehr braucht es nicht. Alejandro deutet ein kaum sichtbares Nicken an, indem er sein Kinn um wenige Millimeter nach unten nimmt. Etwas in seinen Augen verändert sich. Serge stößt mir in den Rücken.

„Hey, Mütterchen, was ist? Ich rede mit dir!“

Mein Blick hastet durch die Gesichter meiner Kinder. Sie haben verstanden, dass von dem Mann Gefahr ausgeht, und scheinen sich innerlich zu spannen.

„Los! Verschwindet!“, schreie ich und werfe mich herum.

Aus dem Augenwinkel sehe ich noch wie Alejandro sich nach vorn bewegt. Mein Rücken knackt laut und ein stechender Schmerz signalisiert mir, dass ich mir soeben einen Muskel gezerzt oder sogar gerissen habe. Ich werfe mich gegen Serge und beiße ihm in das Schienbein. Er schreit überrascht auf, taumelt rückwärts und fällt zu Boden.

„Was zum...“, ruft er.

Seine Stimmlage verrutscht dabei in die Kopfstimme. Er entzieht mir zuckend sein Bein. Sein Blick springt zwischen mir und Alejandro, der mit dem Korb davonrennt hin und her. Die Leere seines Gesichtsausdrucks verrät mir, dass er erfolglos versucht, zu begreifen, was gerade geschieht. Alt ist er geworden. Meinen Alejandro wird dieser Mann nicht einholen. Serge reibt sein verletztes Bein.

„Was für ein Miststück“, grummelt er.

Er rappelt sich hoch und greift nach etwas, was an seiner Hüfte baumelt. Das Grauen packt mich mit seinen eiskalten Fingern, als ich das mechanische Schaben seines Säbels höre, der aus seiner Scheide gezogen wird. Der Säbel. Mir schnürt es die Kehle zu und ich weiche unwillkürlich ein Stück zurück. In diesem Moment erkenne ich, dass ich damals in Wahrheit nie aus

seinem Gefängnis entkommen bin. Ich bin immer noch dort. Wie betäubt starre ich auf die Klinge, auf der eine mir sehr vertraute Gravur einer nackten Frau prangt. Nun schwingt er das Messer in kreisenden Bewegungen, als wolle er sein Handgelenk lockern. Breitbeinig baut er sich vor mir auf und lässt dabei die flache Seite der Klinge gegen seine Handfläche klatschen. Nichts hat sich verändert. Er sich nicht und ich mich auch nicht.

Ich versuche gar nicht erst, mir einzureden, dass er mich nach all den Jahren nicht wiedererkennen wird. Die riesige Narbe quer durch mein Gesicht und das zerstörte Auge, sind unverkennbar. Ich wage es kaum zu atmen, während ich auf den Moment warte, in dem er begreift, wer ich bin. Er kaut schmatzend auf einer braunen Masse rum und spuckt aus.

„Mütterchen, was sollte das ...“, er stockt und mustert angestrengt mein Gesicht.

Sein Blick auf mir ekelt mich und ich würde ihn gerne von meiner Haut schrubben. Angewidert beobachte ich, wie sich dieser alte Mann mit seinem dümmlichen Gesichtsausdruck langsam wieder in den Bastard von damals verwandelt, während in ihm die Erkenntnis aufsteigt, wer ihm denn da vor die Füße gefallen ist. Seine leblosen Augen saugen gierig auf, was sie sehen. Seine Nasenlöcher beben und da ist es auch schon. Dieses ekeleregende Grinsen, mit den faulen Zähnen. Mittlerweile kann man schon zahlreiche Lücken in seiner Kauleiste ausmachen und die Zähne, die tapfer gebliebenen sind, weisen kaum einen weißen Flecken mehr auf. Ihn so zu sehen, hat für mich nichts an Schrecken verloren. Beinahe glaube ich, ihn wie damals sagen zu hören: „Komm, lass uns spielen, Hure!“

Immer dann, wenn es ihn in den Fingern juckte, mich mit seinem Messer zu malträtieren, hatte ich diesen Satz gehört. Mit genau diesem Grinsen und diesem Blick.

Aber heute liegt darin auch ein neuer Ausdruck. Blanker Hass. Hass auf die Hure, die ihm zwei seiner Finger gekostet hat.

Mir ist klar, dass dieser Tag kein gutes Ende für mich bereithält. Eine Stimme in meinem Kopf peitscht ein paar Parolen durch mein gestresstes Hirn.

*Du wirst nicht winselnd vor ihm kriechen. Du bist nicht mehr sein Eigentum. Du hast dir deine Freiheit und ein kleines bisschen Würde zurückerkämpft. Gib das nicht auf!*

Auf Serges Gesicht spiegelt sich die Tatsache, dass dieser Tag eine unfassbar befriedigende Wendung für ihn genommen hat. Mir ist klar, dass auch er an das denkt, was am Ende der Ereignisse stehen wird.

„Du dreckige Hure“, sagt er leise und spuckt wieder etwas braunes Zähflüssiges in den Wüstenboden. Seine Tonlage verspricht mir eine Welt von Schmerzen. Daran erinnere ich mich, wie an gestern.

„Ich muss in meinem Leben doch etwas richtig gemacht haben.“ Er lässt die Klinge wieder gegen seine Handinnenfläche klatschen und verzieht den Mund zu einem schiefen Grinsen.

Glaubt er ernsthaft, dass er für das Leid, das er mir angetan hat, nun belohnt wird? Ich muss an mich halten, weil mir ein irres Lachen die Kehle hochsteigt.

„Das dreckige Grinsen schneide ich dir gleich aus deinem Gesicht. Wir haben noch eine Rechnung offen. Zwei Finger habe ich wegen dir verloren. Du undankbares Weibsbild!“

Echte Empörung höre ich aus seiner Stimme heraus. Dieser geisteskranke Irre.

„Du hast mir mein Leben gestohlen.“

Ich weiß nicht, warum es genau dieser Satz ist, den ich sage. Er umfasst alles. Aber ich weiß auch, dass ich ihm damit wieder ein Stück von mir gebe. Immerhin klinge ich recht gefasst, nur ein leichtes Zittern bei dem Wort *Leben* verrät mich.

„Ach was! Gerettet habe ich dich! Gesund gepflegt und dich jahrelang durchgefüttert, das habe ich. Dafür musstest du nur ein wenig stillhalten.“

Er hockt sich vor mich und schiebt die Klinge unter mein Kinn.

„Und mal ehrlich, Weibsbild, es war doch auch immer aufregend mit mir, hm?“

Er legt fragend den Kopf schief. Angewidert senke ich meinen Blick. Ich will ihm nicht in die Augen sehen. Diese widerlichen, schwarzen Augen. Stattdessen frage ich ihn was völlig Sinnloses. Mir fällt nichts anderes ein.

„Wie kommst du hier her?“

Ich will Zeit gewinnen. Aber Zeit wofür? Es gibt keinen Ausweg. Er zieht sein Messer von meinem Kinn weg. Seine Schultern fallen herab. Fast sieht es so aus, als wenn ich ihm gerade seine Stimmung ruiniert habe. Er schaut in die Richtung, in die Alejandro verschwunden ist. Er blickt angestrengt. Denken war noch nie seine Stärke gewesen. Dann erhellt sich seine Miene.

„Mit Glück!“, sagt er und grinst breit. „Ich bin Maria gefolgt. Ich habe sie belauscht. Sie erzählte irgendeinem Typen, sie hätte ein Baby gefunden und ob man daran Interesse hätte und wo sie es hinbringen soll und so was. Für mich hörte es sich so an, als wenn sie hinter meinem Rücken ein Geschäft mit diesem Ding machen wollte. Niemand vergreift sich an meinem Geld, verstehste?“ Er redet sich zunehmend in Rage. „Haste eine Ahnung, wie viel Geld mir so ein Balg einbringt? Niemand nimmt mir mein Geld! Niemand!“

Glühend heiß durchfährt mich ein Gedanke. War es das, was meiner Lisa widerfahren war? Hatte er sie verkauft? In meinem Kopf überschlägt sich alles. Ich hatte mir in den letzten zweiundvierzig Jahren alle möglichen Szenarien ausgemalt. Aber verkauft?

Wohin verkauft? An wen?

Wurde sie zur Prostitution gezwungen?

Sollte sie Drogen schmuggeln?

In meinem Kopf wirbelt alles durcheinander. Ich muss mich beruhigen. Dann noch ein weiterer Gedanke. Maria ist hier. Ich schaue mich um.

„Wo ist Maria?“

Er leckt sich über die Unterlippe.

„Wo ist dieser Junge mit dem Balg hingelaufen?“

Dieses Mal bin ich diejenige, die grinst, als habe sie einen guten Witz gehört. Glaubt er wirklich ...?

Aus dem Augenwinkel nehme ich eine Bewegung wahr und noch ehe ich begreife, wie mir geschieht, fühle ich etwas Warmes über meine Wangen laufen. Ich schaue an mir herab und betrachte mein Blut, das in großen Tropfen in meinen Schoß fällt. Dann fällt mein Blick auf die Klinge des Säbels, die nun wieder einen Teil von mir gestohlen hatte. Sein Angriff hat auf mich die gleiche Wirkung, wie eine Backpfeife bei einem hysterischen Anfall. In meinen Ohren rauscht es laut, mein Herz jagt und ich spüre das Adrenalin bis in meine Haarspitzen brodeln.

„Was habt ihr mit meinem Kind gemacht?“, fauche ich ihn an.

Sekunden vergehen, bevor er antwortet, und ich kämpfe einen inneren Kampf.

*Sag es mir nicht! Sag es, verdammt noch mal! Sage es nicht!*

„Ich weiß nichts von deinem Kind.“

„Verlogener Bastard! Das Kind, von dem du behauptet hast, es sei verflucht, weil es dieses Mal auf seinem Bauch hatte. Sag mir nicht, dass du dich nicht erinnerst“, schreie ich ihn an.

Seine Gesichtszüge werden ernst.

„Richtig“, sagt er langsam. „Du hattest dich ja anstechen lassen, bevor ich dich gefunden habe.“ Seine Zunge fährt linkisch über seine Unterlippe. „Nun“, sagt er und wippt auf seinen Fußballen vor und zurück, „ich habe das satanische Ding in der Eselstränke ersäuft!“

Er lacht lauthals los, als habe ihm gerade jemand einen unanständigen Witz erzählt. Ja, Serge ist grausam und sicher traue ich ihm eine solche Tat zu, aber ich kaufe es ihm nicht ab. Aus irgendeinem Aberglauben heraus hatte er es sich damals nicht gewagt, Lisa zu berühren, nachdem er das Mal auf ihrem Bauch entdeckt hatte. Selbst ertränkt hatte er sie sicher nicht. Und Maria hätte sie nicht auf diese offen aggressive Weise getötet. Auf die Idee, dass die beiden sie verkauft haben könnten, bin ich nie gekommen. Ich habe mich all die Jahre einfach an die Hoffnung geklammert, dass Maria sie vor einer Kirche oder einem Waisenhaus abgelegt hat. Eine naive Hoffnung. Hoffnung kann eine grausame Qual sein. Aber ich habe immer daran festgehalten.

Während ich ihm zusehe, wie er sich vor Lachen ausschüttet, wird mir klar, dass er mir nie sagen wird, was mit ihr geschehen ist. Was soll ich jetzt tun? Die Tatsache, dass ich nun alt bin, wird ihn nicht davon abhalten, seine Machtspielchen zu spielen. Hoffnung auf ein schnelles Ende brauche ich mir wohl nicht zu machen. Ich öffne den Mund, um etwas zu sagen, halte dann aber doch inne.

Eine Bewegung. Hinter ihm. Mein Auge huscht für den Bruchteil einer Sekunde über die Landschaft hinter Serge. Doch er registriert es, will sich umdrehen, um meinem Blick zu folgen.

„Fang endlich an und hab deinen Spaß“, belle ich ihn an. Tatsächlich hält Serge inne.

„Weißt du eigentlich“, fahre ich fort und konzentriere meinen Blick auf seinen spitz hervorstehenden Adamsapfel, „dass es mir ungeheure Freude gemacht hat, deinem Goldstück Diego den Schädel einzuschlagen? Der Köter hatte schon einen ordentlichen Dickschädel und es hat verdammt lange gedauert, bis es dann mal vorbei war.“

Ich schiebe das Bild von Diegos eingedrücktem Schädel zur Seite. Diego, der einzige Freund, den ich in dieser Hölle gehabt hatte. Nun habe ich wieder Serges volle Aufmerksamkeit.

„Was hast du da gesagt?“, er macht zwei Schritte auf mich zu.

„Ich denke schon, dass du mich verstanden hast.“

Was ist denn nur los mit ihm? Wieso sitzt mein Kopf noch zwischen meinen Schultern?

„Ich weiß, was du vorhast.“ Seine Stimme klingt mir eine Spur zu fröhlich. „Du willst mir meinen Spaß kaputt machen. Willst das hier etwas abkürzen. Aber ich verspreche dir, dass es hier keine Abkürzung gibt.“

„Was ...“, beginne ich, doch weiter komme ich nicht.

Mit einem irren Ausruf holt er aus. Die Klinge schneidet durch die Luft und mit einem unwirklichen Plopp Geräusch gräbt sie sich in meine Schulter. Ich höre jemanden schreien und begreife erst einen Moment später, dass ich es bin. Mein Schultergelenk steht durchtrennt wie ein Fremdkörper von mir ab. Blut sickert in einem dicken Strom an meinem nutzlos im Sand liegenden Arm herab. Serge schüttet sich aus vor Lachen und zeigt auf mich. Zwischen seinen Lachsalven versucht er zu sprechen, bringt aber kein verständliches Wort über die Lippen. Er stützt sich auf seine Oberschenkel ab und schnappt japsend nach Luft.

Der glühende Schmerz lässt mich beinahe in die verlockende Bewusstlosigkeit sinken und als er sein Messer erneut durch die Luft schwingt, kommt mir noch der Gedanke, dass ich es nun doch noch geschafft hatte, das ganze abzukürzen.

Für einen kurzen Moment bricht sich das Licht der Sonne in der Klinge und brennt sich in meine Netzhaut. Ich schließe mein Auge und stelle mir Lisa vor, wie sie in meinen Armen liegt.

Ich halte die Luft an.

Ich höre ein gedämpftes „uffzzz“ und öffne mein Auge. Serge bricht vor mir zusammen. Hinter ihm ragt eine Gestalt auf. Ich blinzele gegen die Sonne, um zu erkennen, wer es ist. Sie lässt

den Ast fallen, mit dem sie Serge niedergeschlagen hat, und kommt auf mich zu. Zögernd kniet sie sich neben mich. Ihre Augen weiten sich, als sie mein Gesicht und mein zerstörtes Auge betrachtet.

„Die ... die ... Narbe“, stammelt sie. „Du bist Eva! Wie kannst du noch leben? Ich habe dich tot gefunden. Du warst tot im Straßengraben.“ Dann schaut sie auf meine zerschmetterte Schulter. „Dios mío!“

Sie zieht ihr Jäckchen aus, beugt sich über mich und hebt meinen Kopf an, um ihn darauf zu betten. Ein missglücktes Tattoo einer Schlange prangt in ihrem Dekolleté. Die Haut, die es ziert, ist runzelig geworden. Dennoch erkenne ich es.

Maria!

Sie hatte gerade ihren Bruder außer Gefecht gesetzt. Und ein weiterer Gedanke schlägt wie ein Blitz in meinen Kopf ein. Sie weiß, was aus Lisa geworden ist. Ich packe sie an ihrem Oberteil und ziehe sie zu mir herab.

„Was habt ihr mit Lisa gemacht? Jetzt kannst du es mir doch sagen? Sag mir, wo sie ist!“, presse ich hervor, wobei jedes meiner Worte Speicheltropfen auf ihrer Wange verteilt.

Ihre Antwort lässt mein Herz aussetzen.

„Ich habe dein Baby in Sicherheit gebracht. Ich habe sie damals ...“

Maria stockt. Ich starre auf ihre Brust, aber begreife zunächst nicht, was ich da sehe. Etwas bewegt sich unter ihrer Bluse. Etwas Metallisches blitzt durch den Stoff. Drumherum bildet sich ein Fleck, der sich schnell ausbreitet.

Blut!

Und dann erkenne ich es. Was sich da bewegt, ist diese verdammte Klinge seines gottverdammten Messers. Der Säbel verschwindet ruckartig und Maria bricht zuckend über mir zusammen.

„Maria, verdammt, Maria!“, schreie ich.



In all den Jahren war ich der Wahrheit um das Verschwinden von Lisa nie näher gewesen als in diesem Moment. Verzweifelt versuche ich, Maria mit meinem intakten Arm von mir herunterzuschieben. Die Schmerzen bringen mich wieder an den Rand der Bewusstlosigkeit. Ich rüttele an ihrem bebenden Körper.

„Geht es Lisa gut? Wo ist sie, Maria? Wo hast du sie hingebracht?“

Sie reagiert nicht.

„Du wirst nicht sterben, bevor du es mir gesagt hast, verstanden?“ Ich schlage auf sie ein. „Sag es mir!“

Aus Marias Mundwinkel fließt ein Faden Blut. Ihre Lippen bewegen sich tonlos und ihr Körper zittert, als fließe Strom durch ihn durch. Eine Blase aus rotem Speichel bildet sich vor ihrem Mund und ein gurgelnder Laut dringt aus ihrer Kehle. Dann wird sie ruhig.

Alles in mir schreit nach meiner Tochter, nach ihrem Namen, nach ihrem Gesicht, ihrem Geruch. Lisa, wenn ich dich doch nur noch einmal sehen könnte oder wenigstens wüsste, dass es dir gut geht. Nichts anderes hat in meinem Kopf noch Raum.

Wie besessen schreie ich auf Maria ein. „Sag es mir! Sag mir nur ein Wort! Maria, ich flehe dich an!“

Ich reiße an ihrem leblosen Körper und schüttele sie, bis mir die Kraft ausgeht. Mit schlaffer Faust poche ich gegen ihre Schulter. Ein tiefer Schmerz brennt in meinen Eingeweiden. Mein Herz krampft sich zusammen und mein ganzer Körper scheint sich um diesen einen Muskel herum zu krümmen. Bleib stehen! Flehe ich mein Herz an. Hör doch endlich auf zu schlagen! Mit einem kehligen Schluchzen presse ich meine Stirn an Marias blutigen Busen.

„Ihr verdammten Weiber!“, brüllt Serge.

Erschöpft rolle ich beim Klang seiner Stimme zurück auf den Rücken und erwarte, dass er über mir steht. Doch Serge kniet auf

dem Boden und versucht, mit wackeligen Beinen aufzustehen. Blut fließt aus einer großen Wunde an seiner Stirn. Etwas fliegt nah an seinem Kopf vorbei. Ein Stein schlägt weniger Meter von Serge entfernt auf dem Boden auf. Wieder fliegt ein Stein auf ihn zu. Er trifft Serge an der Schulter. Santos steht in einiger Entfernung mit einem Arm voller felsiger Wurfgeschosse und lässt eine Salve von Würfeln auf ihn los.

„Wo?“, knurrt Serge und blickt sich hektisch suchend um. „Wo ist er?“

Er sucht diesen gottverdammten Säbel, das ist mir sofort klar. Auf unsicheren Beinen wendet er sich geduckt hin und her und sucht mit den Augen den Wüstenboden ab. Dann scheint er eine Eingebung zu haben. Er stakst Richtung Brunnen davon, wobei er Santos im Auge behält und recht erfolgreich weiteren Treffern ausweichen kann.

Wo will er hin? Gibt er es auf? Er eilt zu einem im Schatten der großen Mesquite Bäume geparkten, olivgrünen Pick Up. Serge macht sich an der Ladefläche des Wagens zu schaffen. Eine Vorahnung überkommt mich. Er hat bestimmt eine Pistole. Oh, Jesus. Die Kinder! Er wird sie umbringen!

Er scheint gefunden zu haben, was er gesucht hat. Und tatsächlich. In seiner Hand blitzt etwas Metallisches auf. Ich versuche, Santos zu warnen.

„Santos!“, rufe ich kraftlos.

Aber mir wird klar, dass er mich dort, wo er steht, nicht hören kann.

Serge macht sich auf den Rückweg. Wild um sich blickend rennt er über die öde Wüstenlandschaft, die ihm keine Deckung bietet. Doch er nimmt nicht Kurs auf den Steinewerfer Santos. Nein, Serge wählt das leichtere Opfer. Er kommt geradewegs auf mich zu. In seiner Hand, keine Pistole, sondern eine kleine Axt.

Ich schlucke schwer, als ich seinen mordlustigen Ausdruck erkenne. Ich werfe mich herum, mein Körper, dieser feige

Verräter macht einen letzten Versuch zu entkommen, doch meine Beine schaffen es nicht, mich zu tragen. Schwer atmend bleibe ich auf dem Bauch liegen. Meine Hand krallt sich in einen verdorrten Strauch, der knisternd auseinanderfällt. Ich höre, wie die Axt zischend die Luft zerschneidet, und presse mein Gesicht in die Erde dieses rauen Landes, das mir so viel genommen, aber auch gegeben hat.

Ein Kampfschrei hallt über die Steppe. Stöhnend schaue ich mich um. Santos hat einen harten Treffer gelandet. Serge ist hinter mir am Boden und betastet mit fahrigem Fingern eine weitere Platzwunde an seinem Kopf. Santos nutzt den Moment seiner Benommenheit, sprintet zu ihm, reißt die auf dem Boden liegende Axt an sich und verschwindet, so schnell wie er gekommen ist. Wutschnaubend greift Serge sich einen Stein. Taumelnd kommt er wieder auf die Beine und will ihm nachsetzen. Doch Santos ist schnell und bald außer Sichtweite. Serge winkt keuchend ab und nimmt wieder Kurs auf mich.

Wieder fliegt ein Stein nur knapp an ihm vorbei über die Steppe. Der Wurf kam nicht aus der Richtung, in die Santos verschwunden war. Ich suche mit meinem Auge die Steppe nach dem Werfer ab. Das kalte Entsetzen packt mich.

Juan!

Der kleine Bursche wirft einen weiteren Stein mit einer Wut, von der ich nicht wusste, dass er sie in sich hat.

„Juan, lauf weg, bitte!“, schluchze ich.

Auch Serge schaut sich nach dem Steinewerfer um und sieht den Jungen. Ich weiß genau, dass er in dem schwächtigen Juan eine Chance auf einen kleinen Sieg sieht. Er macht kehrt und wieselt doch noch erstaunlich schnell für einen Mann seines Alters und mit seinen Verletzungen hinter Juan her.

Meine schlimmste Befürchtung wird wahr. Als Juan stürzt, ist Serge bereits einen Moment später über ihm und drischt mit den Fäusten auf ihn ein.

Ich muss zu ihm. Verzweifelt stemme ich mich halbwegs hoch, doch alles dreht sich und ich sehe, wie der Boden wieder auf mich zukommt. Der Aufprall verdunkelt für einen Moment die Welt. Ich stütze mich auf einem Arm hoch und sehe hilflos mit an, wie dieser Hurensohn nun auf den reglos am Boden liegenden Juan eintritt. Doch plötzlich trifft ihn mit laut hörbaren Knacken ein großer Stein und Serge fällt um wie ein gefälltter Baum.

„Danke Santos, danke mein lieber, guter, tapferer Santos.“

Santos lässt die restlichen Steine fallen und rennt zu Juan. Mit hoffnungsvoller Ungeduld warte ich, dass Juan ein Lebenszeichen von sich gibt; aber er rührt sich nicht. Schuldgefühle brechen sich in mir Bahn. Ich hatte die Kinder in Gefahr gebracht. Ohne mich wäre das nie passiert. Juans Blut klebt an meinen Händen. Ich schluchze haltlos.

„Juan!!“

Santos Stimme klingt verzweifelt, aber auch wütend. Er greift Juan an der Schulter und dreht ihn herum. Der Junge bewegt sich.

*Er lebt! Er lebt!*

Ich kann es kaum fassen und heule vor Erleichterung laut auf. Juan rappelt sich langsam auf und stößt Santos Hand beiseite. Mit einer achtlosen Bewegung verwischt er mit dem Handrücken das Blut unter seiner Nase. Dann rennt er auf einen knapp zwanzig Schritte entfernten Strauch zu und zieht hinter ihm etwas hervor. Mein Herz setzt einen Moment aus. Der Säbel! Juan schwingt das Messer so, dass die Spitze gen Himmel zeigt und lehnt die Klinge mit der platten Seite gegen seine Schulter. So marschiert er mit entschlossenen Schritten, wie ein Zinnsoldat, geradewegs zurück zu der Stelle, an der Serge liegt.

In seinen kleinen Händen erscheint der Säbel riesig zu sein. Sein zartes Kindergesicht hat sich zu einer wütenden Fratze verzerrt. „Nein!“, schreie ich. „Juan, tu es nicht, ich flehe dich an!“ Ich weiß genau, was er vorhat! Weiß genau, was in ihm vorgeht. Bitte nicht du, Juan. An deinen Händen soll kein Blut kleben. Bitte nicht an deinen! Nicht seines! Bitte nicht! Doch Santos stellt sich ihm in den Weg, nimmt ihm den Säbel ab und weist ihn mit klaren Gesten an, zu verschwinden. Juan gibt Widerworte, woraufhin Santos ihn zurückstößt. Schließlich gehorcht er dem wesentlich älteren Santos. Mit gesenktem Kopf macht Juan kehrt und kommt in meine Richtung. Ich blicke an Juan vorbei zu Santos. Er steht über Serge und schwingt den Säbel hoch über seinen Kopf. Als er zu mir herübersieht, halte ich die Luft an und rühre mich nicht. Nur unsere Blicke treffen sich. Santos versteht.

## **20.06.2021 Chihuahua – Wüstenrallye**

„Hören Sie! Hören Sie! Wir brauchen sofort einen Arzt hier.“ Steve presst sich sein Telefon ans Ohr. „Was verdammt noch mal ...“, flucht er. „So ein beschissener Empfang. Hören Sie mich? Ha ... Hallo?“ So was hat Steve sich nun auch nicht ausmalen können, als er diese Chihuahua - Wüstenrallye mit Greg geplant hat. Der Buggy war top in Schuss gewesen. Ein ganzes Jahr Arbeit steckt darin. Und jetzt? Querlenker gebrochen! Er verpasst dem durch die Luft drehenden Vorderrad des Buggys einen wütenden Faustschlag. „Mist!“

„Steve! Nun mach dir nicht gleich ins Höschen. Mein Bein ist ein bisschen geprellt. Nichts Weltbewegendes. Nun komm schon her und hilf mir mal!“ Greg stützt sich stöhnend auf die Unterarme. „Komm schon, Kumpel, hilf mir, in den Schatten da zu kommen.“

„Du Vollidiot, ich mach mir Gedanken um den Buggy. Hast du eine Ahnung, was da an Reparaturkosten auf mich zukommt? Was fährst du auch gegen diesen Felsen?“, schnauzt Steve, während er Greg unter die Arme greift und vorsichtig in den Schatten des Mesquite Baumes zieht.

„Na, wer hat mich denn da hin navigiert, he? Vielleicht sollte ich nächstes Mal deine Frau fragen, ob sie den Navigator mimt. Sie findet zwar im Dunkeln ihren Arsch nicht, aber schlechter als du wird sie auch nicht sein.“

Steve lässt ihn abrupt los und Greg schreit vor Schmerz auf.

„Verdammt! Was stimmt denn nicht mit dir?“ Vorsichtig betastet er sein Schienbein und zieht geräuschvoll die Luft zwischen seine Zähne ein. „Scheiße Mann! Ist wohl doch mehr als nur geprellt.“ Langsam schiebt er das Hosenbein hoch, um sich die Verletzung genauer anzusehen.

„Gott verdammt!“, ruft Steve aus, als er die Beule auf dem Bein seines Freundes betrachtet. „Ist das dein Knochen? Zieh verdammt noch mal das Hosenbein da drüber. Da kommt einem ja das Frühstück wieder hoch.“

Steve fährt sich mit einem angewiderten Gesichtsausdruck über seinen fünfzehn Zentimeter breiten Scheitel, als wolle er sich seinen nicht mehr vorhandenen Pony nach hinten streichen. Eine Angewohnheit, die er wohl nie loswerden würde. Mit einer ungeduldigen Bewegung zieht er sein Telefon wieder hervor und wischt über das Display.

„Bring mir mal den Gewinner - Whiskey“, weist Greg Steve an.

„Sag mal!“, Steve baute sich mit vor Empörung offenstehendem Mund vor seinem Freund auf und fährt fort, wobei er jedes einzelne Wort besonders betont, „das ist Whiskey.“

„Ja, ich weiß! Nun gib schon her. Ich brauch was gegen die Schmerzen.“

„Nimm ne Vicodin.“

„Die muss ich ja mit irgendwas herunter spülen“, Greg wirft entnervt den Kopf zurück und wedelt mit der Pillendose durch die Luft.

„Der Gewinner - Whiskey heißt Gewinner - Whiskey, weil wir damit auf unseren Sieg anstoßen wollten. Siehst du hier einen Sieg? He? Nein, verdammt noch mal. Ich auch nicht. Nur einen verdammt Haufen Schrott. Da vergeude ich doch nicht einen vierzig Jahre alten guten Tropfen, damit er dir als Schmerzmittel dient.“

„Ja, ist ja gut! Jetzt reg dich ab. Ich zahle auch den Schaden an deinem Buggy, du kleiner Scheißer. Und jetzt bring mir verdammt noch mal den Whiskey!“

Steve wirft die Hände in die Luft und gibt seinen Widerstand auf. Er kriecht in den auf der Seite liegenden Buggy und kramt fluchend in dem Durcheinander des Innenraums nach der Box mit dem Whiskey. Als er die Flasche schließlich in den Händen hält, keucht er vor Anstrengung. Er sollte unbedingt wieder Sport machen, denkt er und sieht auf seinen hervorstehenden Bauch herab. Seit er mit Karen verheiratet ist, verbringt er die Abende lieber mit ihr und verdaut ihre herrlich zubereiteten Mahlzeiten entspannt auf der Couch. Steve lässt sich ächzend neben Greg im Schatten nieder und öffnet die Flasche.

„Du solltest mal wieder Sport machen, Steve. Deine anmutigen Bewegungen treiben mir die Tränen in die Augen“, sagt Greg und kneift Steve in die speckige Seite.

„Hier, Arschloch“, grunzt Steve nur und reicht Greg den Whiskey.

Greg wirft zwei Vicodin ein und spült sie mit ein paar großen Schlucken Whiskey herunter.

„Du navigierst scheiße.“

„Ich weiß“, seufzt Steve und nimmt ihm die Flasche wieder ab.

„Was zum Henker ist das denn?“, ruft Greg aus, als der Kranken-transporter eineinhalb Stunden später vor einem Gebäude mitten in der Wüste anhält.

Er wischt mit der Hand über die schmutzige Seitenscheibe des Wagens. Vor ihnen liegt ein Flachdachgebäude. Es wirkt windschief und oberhalb des Eingangstors hat jemand ein rotes Kreuz aufgemalt. Die Farbe ist schon etwas verblasst und stellenweise abgeplatzt.

„Ihr erwartet doch jetzt nicht im Ernst, dass ich mich hier von irgendsoeinem Metzger behandeln lasse?“

„Señor“, der Fahrer dreht sich zu seinen beiden Fahrgästen um, „das ist Krankenstation. Nächste Krankenhaus zu weit weg. Unwegsames Gelände von hier aus. Schmerzen in Bein. Sie erst einmal hier.“

Steve zieht die Augenbrauen in die Höhe und zuckt mit den Schultern.

„Na los G. Die werden dir das Bein jetzt schön eingipsen und dann schauen wir mal, wie wir dich von hier wegbringen.“

Mit Schwung zieht Steve die Schiebetür des Wagens auf. „Verdammt noch mal, hat die Rennleitung denn keinen Helikopter oder so was? Bei den Startgebühren muss doch ordentlich was abgefallen sein. Auf keinen Fall bleib ich hier mitten im Nirgendwo in dieser ...“

Greg stockt. Eine junge Frau in einem weißrosafarbenen Kittel steht vor dem geöffneten Transporter.

„Señore, buenos dias“, sagt sie lächelnd, wobei ihre vollen kirschroten Lippen makellose Zahnreihen entblößen.

„Buenos dias, Señorita.“



Greg strafft sich und Steve beobachtet, wie der Gesichtsausdruck seines besten Freundes im Bruchteil einer Sekunde von weinerlich zu dem eines strahlenden Superhelden mutiert. Gregs Augen saugen sich an der jungen Frau fest und er streicht sich mit dieser, wie Steve neidisch anerkennen muss, gekonnt lässigen Bewegung durch seine schwarzen Wellen. Aus irgendeinem Grund kommt das immer gut bei den Frauen an. Steve verdreht über die Schamlosigkeit, mit der Greg seinen Blick über den Körper der Frau gleiten lässt, die Augen.

„Sieh dir dieses Lächeln an“, flüstert Greg, ohne den Blick von ihr abzuwenden.

Steve stößt Greg den Ellbogen in die Rippe.

„Dude, du bist verletzt und doch schlägt deine Rute zuverlässig aus, wenn sie die Chance auf ein hübsches, junges Ding wittert?“, zischt er.

Greg antwortet nicht, sondern starrt weiterhin die junge Frau an. Mit leicht geröteten Wangen erwidert sie seinen Blick. Steve räuspert sich.

„Wir brauchen eine Trage“, sagt er so laut und deutlich zu der Frau, als wenn er mit einem tauben Menschen spricht. „Er“, Steve zeigt auf Greg und lässt dann Zeige- und Mittelfinger über seine Handfläche laufen, „nicht gehen können!“

„Señor, ich verstehe Sie gut. Ich hole eine Trage“, sagt sie mit einem starken angloamerikanischen Einschlag und melodischer Stimme, „und dann bringen wir sie in die Station.“

Sie lacht kurz auf, weil Greg sie nach wie vor breit anlächelt. Ihr Lachen ist Musik in Gregs Ohren.

„Keine Sorge, von innen ist die Station moderner als von außen“, sagt sie noch über ihre Schulter hinweg, dann verschwindet sie in der Station.

„Sorgen? Ach was, sieht doch gar nicht so übel aus“, ruft Greg ihr lahm hinterher.

Steve verpasst seinem Freund einen Klaps gegen den Hinterkopf. „Wirklich jetzt?“, ruft er entnervt und öffnet dann seinen Freund nach. „Sieht doch gar nicht so schlimm aus. Hätten Sie jetzt die Güte und setzen sich auf meinen Schoß?“

Greg legt fragend den Kopf schief, entgegnet aber nichts.

„Dein IQ verhält sich zur Schönheit von Frauen umgekehrt proportional. Ist dir das schonmal aufgefallen?“

Er greift nach den beiden Gepäckstücken, die er aus dem Buggy gerettet hatte.

„Du bist zu alt für so was. Und ...“, er zeigt mit dem Koffer in der Hand auf ihn, „und du bist auf jeden Fall zu alt für diese Frau.“

„Mr. Housman ...“, beginnt die Schwester, nachdem sie Greg in die Station gebracht haben.

„Greg“, unterbricht Greg sie.

„Mr. Greg ...“

„Nur Greg, bitte.“

„Comprendo. Greg, ich bin Schwester Rosa.“

„Ich verstehe ein wenig Spanisch, wenn es für Sie so etwas einfacher ist ...?“

Greg lächelt verschmitzt und klingt wie ein kleiner Schuljunge, der damit prahlt, das fünfundzwanzig Meter lange Schwimmbecken, ohne Luft zu holen, durchgetaucht zu haben.

„Das wird nicht nötig sein, Greg. Der Doktor wird sofort bei Ihnen sein und sich Ihr Bein ansehen. Wir müssen Sie allerdings von Ihrer Hose befreien.“ Rosa errötet. „Nun, ich werde ... werde am sinnvollsten ihr Hosenbein aufschneiden.“

Steve unterbricht das Szenario ungeduldig.

„Ja, bitte tun Sie das. Holen Sie etwas zum Aufschneiden.“

Er wendet sich Greg zu.

„Greg“, Steve schnippt mit den Fingern vor Gregs Augen herum.

„Bist du aufnahmefähig?“

Greg sinkt seufzend auf seine Trage zurück.

„G, sag mal, hast du gar keine Schmerzen? Wie viele Vicodin hast du dir reingezogen?“

„Ein paar“, grinst Greg.

Steve stöhnt theatralisch und fächelt Gregs Alkohol Fahne vor seinem Gesicht fort.

„Wieso bin ich hier eigentlich immer der einzige Erwachsene, wenn wir unterwegs sind? Halt! Sag nichts dazu!“ Steve winkt ab.

„Ich gehe mal vor die Türe eine rauchen und werde mal schauen, dass ich etwas organisiert bekomme, damit wir dich in eine vernünftige Klinik bekommen, oder am besten direkt wieder zurück nach New York.“

„Ja, Ja! Tu das“, Greg grinst weiter vor sich hin.

„Sag mal, bist du high?“

„High nur von Liebe“, sagt Greg und sieht ihn mit einem Silberblick an.

Steve verdreht wieder die Augen, klingt aber etwas versöhnter, als er nun sagt:

„Du Spinner, Liebe findet nicht vorrangig in deiner Hose statt, Greg. Vielleicht lernst du das auch noch eines Tages.“

Greg lehnt sich wieder zurück und schließt die Augen. Hinter seinen geschlossenen Lidern wabern wunderschöne Lichtgestalten in den herrlichsten Farben. Sie bilden einen Kreis, verbinden sich und fallen wieder rhythmisch auseinander. Im Hintergrund spielt Musik. Er lächelt und bewegt seinen Kopf im Takt. Eine Zeit lang liegt er so da und genießt die Unbeschwertheit, die seinen ganzen Körper erfasst hat, bis hektische Stimmen ihn unsanft in die Realität zurückholen. Greg richtet sich auf. Ein Mann, offensichtlich der Arzt auf den er nun schon seit einiger Zeit wartet, diskutiert an der Eingangstür mit einem Jungen. Schließlich rennt der Bursche zurück in die Wüste und der Arzt und Rosa folgen ihm mit einer Trage.

Wenige Minuten später steht der Grund für die allgemeine Hektik neben ihm. Eine furchtbar zugerichtete, alte Frau. Eine große Wunde klafft in ihrem Gesicht. Der Menge an Blut nach zu urteilen, hat sie eine weitere Verletzung irgendwo am Oberkörper, doch von seiner Position aus, kann er sie nicht sehen.

Der Anblick dieser Frau trifft Greg mit einer ihm unerklärlichen Intensität. Sein Magen fühlt sich an, als ob jemand einen Stein darin wendet. Er sieht Tränen aus ihrem Augenwinkel fließen. Sie tropfen unbeachtet neben ihrem Ohr auf die Trage.

„Verdammt!“, flüsterte Greg.

Er beugt sich so nah zu ihre herüber, wie es ihm nur möglich ist. Ihre vernarbte, runzelige Haut wirkt dünn und zerbrechlich. Die hübsche Schwester beugt sich über sie und beginnt ihre Wunde zu reinigen.

„Señora! Señora! Wachen Sie auf! Sehen Sie mich an, bitte“, sagt Rosa.

Und tatsächlich. Sie regt sich. Ihr Augenlid flattert. Rosa legt sanft eine Hand auf die Stirn der Frau. Einen Moment lang ist Greg gefangen von Rosas warmen Blick, mit dem sie die Frau betrachtet. Sein Herz schlägt schneller und er fühlt sich angenehm schwindelig. Eine herrliche Leichtigkeit machte sich in seinem Kopf breit. Er war nicht sicher, ob sie durch die Vicodin kam, die er mit reichlich Alkohol runtergespült hatte oder ob es Rosas atemberaubende Schönheit war.

Ein raues Stöhnen durchbricht den Nebel in seinem Kopf. Die alte Dame krümmt sich plötzlich und röchelnde Laute dringen aus ihrer Kehle. Sie bekommt keine Luft, denkt Greg. Ihr Arm fegt durch den Raum, wie bei jemanden, der zu weit auf das Meer hinausgeschwommen ist und nun kurz vor dem Ertrinken um Hilfe ruft. Rosa legt zwei Finger an die Halsschlagader der Frau.

„Doktor! Kommen Sie! Ihr Herz!“, ruft sie durch den Raum. Sie beugt sich über die Frau.

„Señora, es wird wieder gut. Wir helfen Ihnen.“

Der Arm der Frau fällt begleitet von einem Seufzen herab. Dann erschläfft ihr Körper. Schwester Rosa zögert nicht und beginnt mit der Herzdruckmassage. Eine Verbindungstür fliegt scheppernd auf, als der Doktor mit dem Defibrillator unter dem Arm hereinstürmt. Die Ärmel seines Kittels sind hochgekrempt und die Arme glänzen noch feucht. Rosa reißt die Oberbekleidung der Frau auf, während der Doktor das Gerät startklar macht.

„Jesus“, denkt Greg, „wenn das mal gut geht.“

Erschrocken schlägt Rosa sich die Hand vor den Mund. Greg erkennt sofort warum. Der Oberkörper der Frau ist von Narben übersät. Soweit Greg es sehen kann, scheint es keinen Quadratzentimeter Haut zu geben, der unversehrt ist.

„Rosa, controlàte“, herrscht der Doktor sie an.

Rosa fasst sich und geht dem Doktor zur Hand. Erfolglos setzt er zwei Mal den Defibrillator an.

„Adrenalina y Amidaron!“, weist er sie an.

Die Schwester gehorcht, hat in Sekunden alles bereit und injiziert die Medikamente. Der Doktor kontrolliert kurz die Elektroden und setzt den nächsten Elektroschock. Der Kopf der alten Dame fällt zur Seite, so dass Greg nun ihr Gesicht sehen kann. Es schnürt ihm die Kehle zu. Das Antlitz der Frau ist völlig zerstört. Ihr linkes Auge ist erloschen. Das Lid liegt wulstig über dem halben Auge, als hätte es jemand stümperhaft zusammen getackert. Fleisch und Haut der linken Wange sind völlig eingefallen und werden durch eine knubbelige Narbe geteilt, die sich vom Kinn bis zur Stirn erstreckt.

„Oh mein Gott“, flüstert Greg und bedeckt seine Augen mit beiden Händen. „Was ist nur mit Ihnen geschehen?“

Es dauert einige Atemzüge, dann schießt er zwischen seinen Fingern zu der alten Dame. Ein Glitzern stiehlt sich in seine Augen, denn ein altes, vertrautes Gefühl stellt sich plötzlich

wieder ein. Ein Kribbeln, das tief in seinen Eingeweiden beginnt und sich von dort ausbreitet. Es hat sich schon lange nicht mehr gezeigt und er weiß sofort, was es bedeutet. Er will, nein, er muss die Geschichte der alten Frau hören. Dieses Kribbeln ist ein untrügliches Zeichen dafür, dass er einer guten Story auf der Spur ist. Doch die Sensationsgier, die ihn als Journalisten stets antreibt, scheint dieses Mal nur die halbe Wahrheit zu sein. Da ist noch mehr, aber was?

Es ist sonderbar, aber etwas an dieser Frau zieht ihn wie magisch an. Als gäbe es da eine Art Band zwischen ihnen. Bekümmert schaut er auf die verstümmelte Brust der Frau. Wer in Gottes Namen würde einem Menschen so etwas antun? Er hatte in seinem Beruf schon den ein oder anderen übel zugerichteten Leichnam gesehen, sowie unzählbare schwere Verletzungen. Er weiß, dass das keine Narben sind, die durch einen Unfall oder dergleichen entstanden sind. Das, was er dort sieht, ist das Ergebnis einer qualvollen und langwierigen Folter. Eine verzweifelte Wut steigt in ihm auf und gleichzeitig der brennende Wunsch, die Menschen, nein, diese Bestien zur Rechenschaft zu ziehen, die dafür verantwortlich sind. Auf eine ihm unerklärliche Art und Weise weiß er, dass sich ihrer beiden Lebenswege hier und heute schicksalhaft getroffen haben und sich genau jetzt miteinander verweben. Das Gefühl ist so übermächtig, dass er nicht einen Moment daran zweifelt, dass sie gleich die Augen wieder aufschlagen wird.

Und tatsächlich. Der Oberkörper der Frau hebt sich einige Zentimeter von der Trage hoch, als sie hustend erwacht.

„Ich wusste es“, sagt er zu sich selbst. „Warum wusste ich es?“

Langsam beruhigt sich die Frau, während sie gegen das Neonlicht der Decke anstarrt. Der Doktor hört ihr Herz ab und nickt Rosa zu, die sich nun über die Frau beugt.

„Señora, wir werden Sie jetzt etwas drehen müssen, damit wir uns besser um ihre Verletzung kümmern können.“

Der Doktor greift aus seinem Kittel eine kleine Untersuchungslampe und leuchtet der Frau mehrfach kurz hintereinander in das Auge. Mit einem Klicken schaltet er die Lampe aus und forschert im Gesicht der Frau nach einer Reaktion. Achselzuckend steckt er die Lampe wieder weg.

Auf sein Zeichen bewegen sie beide gleichzeitig den Körper der Frau. Greg sieht das Unheil ankommen. Als sie damit anfangen, die Frau zu drehen, taucht die ihm bis dahin verborgen gebliebene Verletzung in seinem Blickfeld auf. Mit Grauen beobachtet er, dass dort ein Knochen aus einer Wunde hervorsticht, der sich bei dem Wendemanöver weiter aus der Haut hervorschiebt. Greg presst die Hände auf die Ohren, als die Frau ohrenbetäubend schrill durch den kleinen Vorraum schreit. Rosa zuckt leicht zurück und gibt für einen Moment weniger Druck auf den Rücken. Die Frau kippt dadurch wieder in Rückenlage, was die Situation verschlimmert. Es dauert nur ein paar Sekunden, bis die Frau verstummt. Greg kommt es vor wie eine Ewigkeit.

Er sieht Rosa zu, wie sie der bewusstlosen Frau mit flinken Fingern einen Zugang in den Arm legt und dann den Tropf aufhängt. Der Doktor verschwindet durch die Verbindungstür und für einen Moment herrscht völlige Stille in dem Raum.

Greg blickt auf die Frau. Ihre Haut ist aschfahl und ihre Zähne blecken aus ihrem eingefallenen Gesicht hervor. Es erinnert an einen nackten Totenschädel. Ihr Brustkorb hebt und senkt sich kaum merklich. Frisches Blut sickert aus ihrer Wunde.

Rosas und Gregs Blicke treffen sich über den Körper der Frau hinweg. Beide schauen einander betroffen an. Er sieht, dass ihre Augen feucht sind, und verspürt den Impuls zu ihr zu gehen und sie in den Arm zu nehmen und zu trösten. Bis heute hatte er nie besonderes Interesse daran gehabt, die Gefühlslage einer Frau zu erkunden. Doch dieser Tag ist anders. Er ist anders. Scheiß Vicodin. Es schien bei ihm irgendwelche Schleusen zu öffnen.

Er betrachtet das Bild, das sich ihm bietet. Rosa umklammert fest das Gitter des Bettes. Ihr Anblick erinnert Greg an ein Gemälde, das er mal irgendwo gesehen hat. Ein einsamer Matrose, der sich auf stürmischer See an der Reihing festklammert und der berghohen Welle entgegenblickt. Sein Blick voller Trotz und Traurigkeit.

„So etwas sollte niemandem passieren“, sagt sie leise und weist zaghaft auf die zerschnittene Haut und die verstümmelten Brüste der Frau.

Ihre Schultern beben, während sie den Oberkörper der Frau vorsichtig bedeckt.

„*Wenn ich doch nur ...*“, denkt Greg und hört sich im nächsten Moment leise ihren Namen aussprechen.

„Rosa?“

Noch bevor Rosa antworten kann, schlägt die Frau ihr Auge auf. Sie atmet einmal hörbar tief ein und ihr Körper spannt sich bis in die Fußspitzen. Die Verbindungstüre klackt wieder auf und der Doktor winkt Rosa mit einer auffordernden Geste zu sich. Sie löst die Bremse der Trage und schiebt sie vorsichtig voran. Vor dem Operationssaal verharrt sie einen Moment, bis der Doktor, die Türe festgestellt hat.

„Was ist nur mit Ihnen geschehen, Señora?“, hört Greg Rosa fragen.

Die Frau antwortet tatsächlich etwas, doch so sehr er auch die Ohren spitzt, er kann es nicht verstehen. Nur das tiefe, summende Brummen ihrer Stimme surrt an seine Ohren. Dann schließen sich die Türen hinter ihnen. Greg angelt in seiner Hosentasche nach der Plastikdose mit dem Vicodin und schlingt eine Pille trocken herunter. Sein Bein beginnt zu pochen und er hat so eine Ahnung, dass er eine Weile auf seine Behandlung wird warten müssen.



## **T minus 10 – 12.07.1969 Eifel, Begegnungen**

Die Sommerferien begannen in diesem Jahr sehr heiß. Die Morgensonne brannte schon ordentlich auf Opa Picks Glatze. Er rieb sich den nackten Schädel und kletterte auf den Bock des Mähdreschers, den er sich mit einem benachbarten Landwirt teilte. Beschwingt pfeifend zog er seine Kappe aus der Brusttasche seiner Latzhose und schob sie sich auf dem Kopf zurecht. Bevor er den Motor zündete, warf er noch einmal einen Blick zum Nebenhaus. Die Vorhänge waren zugezogen. Seine Enkelin Eva war scheinbar immer noch nicht aufgestanden. Sie hatte gestern ihren letzten Schultag gehabt und schlief heute mal richtig aus. Er zog seine Taschenuhr aus seinem Latz, klappte sie auf und lächelte. Nun, das sollte genug Schlaf für heute sein. Er ließ den Motor des Mähdreschers aufbrüllen und schmetterte wie jeden Morgen zum Start seiner Arbeit ein Volkslied über den schönen Rhein.

Im Nebenhaus schlug Eva die Augen auf. Ein Sonnenstrahl hatte sich zwischen die dichten Vorhänge in ihre Kammer geschoben und wärmte nun ihre Lider. Sie reckte sich mit einem lauten Seufzen und ließ sich wieder zurück in ihr Kissen plumpsen.

Sie riss die Augen auf, als ihr einfiel, was heute für ein Tag war. Es war Tag Eins ihres neuen Lebens. Die Schule war vorbei und sie freute sich auf das, was nun vor ihr lag. Ein buntes Bouquet aus Träumen, Plänen und Abenteuern breitete sich vor ihrem geistigen Auge aus. Heute würde sie den ersten Stein des Weges legen, der sie dort hinführen würde, wo sie in einigen Jahren sein wollte. Sie wollte eine weltweit erfolgreiche Medizinerin sein. Nur, dieser erste Stein, der war ein großer, harter Brocken.

Sie linste zu ihrer Spiegelkommode, in der ein Stipendium für die humanmedizinische Fakultät in Aachen, sowie eine Zusage zu einer bezahlten Praktikumsstelle bei einem Tierarzt lag. Beides hatte sie dem Postboten aus den Händen gerissen, bevor ihre Mutter es zu sehen bekommen konnte.

Die Praktikumsstelle hatte sie Herrn Esser, ihrem Biologielehrer, zu verdanken. Er war so überzeugt von Eva und ihren Ambitionen, dass er für sie seinen alten Freund, den Tierarzt in Aachen, angerufen und ihm Eva empfohlen hatte. Nebenbei gesagt, aber das wolle er nicht so an die große Glocke hängen, habe er einen alten Gefallen bei ihm eingefordert.

Es juckte ihr in den Fingern, die Unterlagen loszuschicken. Doch sie waren nicht vollständig. Ein kleines Detail fehlte. Sie brauchte Mutters Unterschrift, weil sie noch nicht volljährig war. Eva feilte schon seit Tagen an ihrer Strategie. Wie und wann und mit welchen Worten würde sie ihre Mutter am ehesten davon überzeugen können, ihre Unterschrift unter dem Antrag zu setzen? Denn Mutters Pläne für sie sahen völlig anders aus. Eva solle einmal den Bauernhof übernehmen und ihn mit ihrem zukünftigen Ehemann weiterführen. Bei dem bevorstehenden Gespräch würden Welten aufeinanderprallen und es würde sicher nicht ohne Streit ablaufen. In ihrem Kopf hatte sie schon sämtliche Gesprächsverläufe durchgespielt und sich für alle Einwände, die ihre Mutter einbringen konnte, eine Antwort überlegt. Sie musste sie einfach überzeugen. Das Studium war genau das, was sie sich für ihr Leben vorstellte. Es war das Richtige, davon war sie zutiefst überzeugt.

Aufgeregt presste sie ihre Handballen auf die Augen. Im Geiste sah sie sich schon im Hörsaal sitzen, wie sie gebannt einem ergrauten Professor lauschte. Während er an seinem Bart zwirbelte, goss er mit tiefer, väterlicher Stimme all sein Wissen über die Reihen der schick gekleideten Kinder reicher Eltern. Und sie, Eva Blum, Bauerntochter, würde eine von Ihnen sein.

Ihre Zukunft lag vor ihr wie ein hübsch verpacktes Geschenk. Sie musste es nur noch aufreißen. Was würde für sie in diesem Päckchen sein? Herzchirurgin in einer angesehenen Klinik in Amerika? Würde sie auf Kongressen überall auf der Welt mit den fähigsten Experten über komplexe, medizinische Themen fachsimpeln?

Sie schwang ihre Beine aus dem Bett und sah sich im Chaos ihres Zimmers um. Dann griff sie nach dem erstbesten Oberteil, das sie zu fassen bekam und schnappte sich ihre liebste Latzhose, die verborgen unter einigen anderen Kleidungsstücken über der Stuhllehne hing. Für die Stallarbeit war sie genau richtig, aber später würde sie sich wieder umziehen müssen. Die neuen Hofgäste hatten sich für heute angekündigt und da forderte Mutter immer, dass sie zur Begrüßung ihre Sonntagskleidung anzog.

Sie schaute in den Spiegel und rieb sich ein paar Schlafkrümel aus den Augenwinkeln. Auf der Suche nach dem Haarband durchwühlte sie die Schubladen ihres Spiegeltisches, fand es aber schließlich auf dem Stuhl. Sie bändigte ihre langen, roten Locken in einem Zopf und als sie dessen Sitz begutachtete, musste sie plötzlich an Peter denken.

In den Jahren ihrer gemeinsamen Schulzeit hatte er es sich zum Sport gemacht ihr in der Pause an den Zöpfen zu ziehen, sie wegen ihrer Sommersprossen Streuselkuchen zu nennen oder ihr im Unterricht Papierkügelchen in die Haare zu spucken. Doch im letzten Jahr hatte er damit aufgehört und irgendetwas hatte sich zwischen ihnen beiden verändert.

Eva betrachtete sich im Spiegel und zog den Stoff des Shirts über ihren Brüsten zurecht. Peter suchte ihre Nähe und sie tauschten Blicke aus, aber er sprach sie nie an. Zu Beginn war sie froh darüber gewesen, denn was wäre, wenn er sie fragte, ob sie mit ihm ausgehen wolle? Worüber sollte sie mit ihm reden? Interessierte er sich für Humanmedizin und Biologie? Eigentlich

wusste sie nichts über ihn. Nur, dass er schlecht in Mathe war, dass er verdammt gut aussah und dass er mit Jungs abhing, die nichts in der Birne hatten, wie Opa Pick zu sagen pflegte. Seiner Meinung nach traf das auf alle jungen Männer zu, die in den Hafen der Ehe noch nicht eingefahren waren.

Doch je mehr Zeit verstrich, desto größer wurde ihr Wunsch, Peter näher zu kommen. Sie hatte keine Gelegenheit ausgelassen, ihm gewisse Signale zu senden. Das Schulende war immer näher gerückt, aber nichts war geschehen. Irgendwann hat es sie sogar geärgert, dass er sie, obwohl er scheinbar Interesse hatte, nicht angesprochen hatte. War Peter ein Feigling? Oder interpretierte sie seine Blicke doch falsch?

„Warum fragst du ihn nicht, ob er mit dir ausgehen will?“, hatte ihre beste Freundin Katrin mehr als einmal entnervt gefragt.

Zurückhaltung war ein Konzept, das sich Katrin nicht erschloss. Doch Eva wollte ihn nicht zuerst fragen. Wenn sie Peter gefiel, dann sollte er sich gefälligst ein Bein für sie ausreißen. Für weniger war sie nicht zu haben.

Katrin hielt Eva in diesem Punkt für eine Spaßbremse und für viel zu kompliziert.

„Probiere ihn doch einfach mal aus“, hatte sie gesagt, „du musst ihn ja nicht gleich heiraten.“

Sie seufzte. Nun, wahrscheinlich würde sie Peter jetzt nie mehr wieder sehen. Es schien, dass sie beide ihre Chance hatten verstreichen lassen. Sie hatten keinen gemeinsamen Freundeskreis und wohnten recht weit voneinander entfernt. Durch die Arbeit auf dem Hof blieb ihr kaum Freizeit und eine zufällige Begegnung war fast ausgeschlossen. In den letzten fünf Schuljahren hatte sie Peter ganze fünf Mal außerhalb der Schule angetroffen.

Nun, es hatte nicht sollen sein. Sie zuckte mit den Achseln und warf einen Blick aus dem Fenster. Opa Pick hatte den Mähdrescher wieder abgestellt und kletterte vom Bock. Sie

konnte ihn bis in ihrer Kammer singen hören und lächelte darüber. Was für ein sonniger Tag. Sie klatschte in die Hände, bückte sich nach ihren Gummistiefeln und wandte sich zum Gehen. An der Tür zögerte sie, warf noch einmal einen Blick zurück. Das Zimmer war unordentlich und ihr Bett zerwühlt. Sollte sie noch etwas Ordnung schaffen? Mutter würde sie danach fragen, da war sie sicher. Doch dann zuckte sie mit den Schultern und verwarf den Gedanken. Der Tag war so herrlich und zu schade, um ihn mit Aufräumen zu verschwenden. Sie knallte die Türe zu und rannte über den Hof Richtung Haupthaus. Als sie an der Scheune um die Ecke bog, stieß sie um ein Haar mit Opa Pick zusammen. Sie stolperte, fing sich aber schnell wieder.

„Donner und Doria, Mädchen“, rief Pick aus, doch Eva war schon einige Meter weiter gerannt.

„Guten Morgen, Opa. Es tut mir leid, bitte entschuldige.“

Opa Pick wedelte mit der Hand und rückte mit mürrischer Miene seine Kappe zurecht. Er schaute Eva hinterher und kratzte sich hinter dem Ohr.

„Wo sie nur diese Mengen an Energie hernimmt“, murmelte er und sein von grauen Stoppeln umrahmter Mund, verzog sich zu einem nachsichtigen Lächeln.

Eva stürmte ins Haus. Die Fliegentür schepperte gegen die Dielenwand, als sie sie aufstieß und Kurs auf die Küche nahm. Ihre Mutter Isabel kam ihr alarmiert entgegen.

„Eva Maria, Himmelherrgott nochmal! Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass im Haus nicht gelaufen wird. Wann benimmst du dich endlich deines Alters entsprechend wie eine junge Dame?“

„Entschuldige Mutter“, murmelte Eva.

Sie griff nach der Lehne des schweren Stuhls und zog ihn zurück. Er verursachte einen ohrenbetäubenden Lärm, als er über den Steinboden gezogen wurde. Isabel verdrehte die Augen und

seufzte ergeben. Sie schenkte Eva ein Glas Milch ein und löffelte ihr etwas Rührei auf den Teller, bevor sie ebenfalls Platz nahm. Eva klemmte das Rührei zwischen zwei Brotecken, tunkte es in ihre Milch und schob es sich dann in den Mund.

„Kind!“, rief ihre Mutter entsetzt aus.

Mit der üblichen Zornesfalte über der Nasenwurzel starrte ihre Mutter sie empört an. Eva lachte schulterzuckend, wobei ihr beinahe etwas aus dem Mund gefallen wäre. Schnell stopfte sie es wieder zurück.

„Was ist?“, nusichelte sie, wartete aber die Antwort ihrer Mutter gar nicht ab. Sie schluckte ein großes Stück unzerkaut herunter und fragte:

„Um wie viel Uhr kommen denn die neuen Gäste heute?“

Sie nahm das Glas Milch und trank gierig daraus. Isabel schien kurz einen inneren Kampf auszufechten und strich sich mit einer ruppigen Bewegung ein paar ihrer roten Haarsträhnen hinter die Ohren.

„Die Gäste kommen um halb zwölf.“

„Oh prima“, rief Eva aus, „dann kann ich vorher noch...“

Isabel unterbrach sie und richtete bei den nächsten Worten ihre Gabel auf Eva.

„Ich erwarte, dass du pünktlich zur Ankunft der Gäste erscheinst!“

Eva nickte und stocherte in ihrem Ei herum.

„Und“, fügte ihre Mutter mit drohendem Unterton hinzu, „du wirst dich ordentlich kleiden, wie es sich für eine junge Dame von achtzehn Jahren gehört! Haben wir uns verstanden?“

„Ja, Mutter.“

„Und... Eva?“

Eva sah auf.

„Mutter?“

„Als Erstes wirst du noch einmal in deine Kammer gehen und dort Ordnung schaffen.“

Nachdem Eva aufgeräumt und sich um die Stalltiere gekümmert hatte, kleidete sie sich um und half ihrer Mutter in der Küche. Sie schnappte sich einen der gespülten Teller und trocknete ihn ab. Den ganzen Morgen über hatte sie sich das Hirn darüber zermartert, wie sie das Gespräch wegen des geplanten Studiums in Gang bringen sollte. Alle zurechtgelegten Sätze hatten in ihrem Kopf gut geklungen, aber jetzt, wo sie sie laut aussprechen wollte, kamen sie ihr nicht richtig vor. Dazu kam, dass ihre Mutter schon den ganzen Morgen angespannt wirkte und mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt war.

„Rührst du mal durch das Gulasch?“

Sie wies auf den großen Kochtopf, der auf der Heizplatte des Holzofens leise vor sich hin blubberte. Eva schnappte sich den Kochlöffel und trat an den Ofen.

„Mmmmh, wie das riecht“, schwärmte sie und schielte dicht gebeugt über den Topf zu ihrer Mutter, während sie sich mit dem Löffel den Duft des Gulaschs zu fächerte.

„Eva!“

Isabels Stimme klang schrill durch den Raum, aber ihre Warnung kam zu spät. Ein Soßenspritzer zeichnete sich auf Evas Bluse ab. Vor Schreck entglitt Eva auch noch der Löffel und er verschwand mit einem vorwurfsvollen Gluckern in den Tiefen des Gulaschs.

„Eva Maria, deine Bluse ...“

An Isabels Nasenwurzel bildeten sich drei steile Falten, während sie das Malheur auf Evas Kleidung begutachtete.

„Um Himmels willen, Kind! Was bist du ungeschickt.“

Eva sah schuldbewusst an sich herab. Ihre Mutter griff nach einem Tuch, feuchtete es an und rieb hektisch über den Fleck.

„Es nützt nichts. Du wirst dich umziehen müssen.“

Frustriert schnaubte Isabel. Beiden war klar, dass das Evas einzige gute Bluse war.

„Was sollst du denn nun morgen in der Kirche anziehen?“

Sie löste eine Brosche von ihrer Bluse, und steckte sie Eva an. Sie verdeckte den Fleck perfekt.

„Das wird's fürs Erste tun“, sagte sie und trat an den Ofen, um den Löffel aus dem Gulasch zu fischen. Sie legte ihn in die Spüle und ließ sich dann auf ihren Stuhl fallen, als wäre sie völlig erschöpft.

„Ach, Evchen“, sie tupfte sich mit ihrer Schürze Feuchtigkeit unter den Augen weg. Eva stellte erschrocken fest, dass ihre Schultern zu beben begannen.

„Mama ...“

Sie stürzte zu ihr, kniete sich vor sie hin und fasste ihre Hände.

„Was ist denn ...?“

Ein Räuspfern erklang von der Küchentür her.

„Wenn Sie dann so weit sind?“

Sie blickten erschrocken auf. Im Türrahmen stand eine Frau. Isabel und Eva betrachteten sie für einen Moment stumm. Ihre Augen waren so markant in Farbe und Ausdruck, dass zunächst alles andere an ihrem Erscheinungsbild in den Hintergrund trat. Sie beherrschten ihr eckiges Gesicht und erschienen in einem so kalten Blau, dass Eva beinahe ein Schauer über den Rücken lief. Isabel fasste sich und setzte ein Lächeln auf. Schnell stand sie auf und eilte mit ausgestreckter Hand auf die Dame zu.

„Guten Tag, Sie müssen Frau Humble sein. Entschuldigen Sie bitte...“

Eva spürte eine spontane Abneigung gegen diese Frau, die wie selbstverständlich in ihre Küche eingedrungen war. Klopfte man nicht an und grüßte man nicht wenigstens? Und wofür entschuldigte ihre Mutter sich überhaupt? Sie verschränkte die Arme hinter ihrem Rücken und knetete ihre Handinnenflächen.

„Mein Name ist Isabel Blum.“

Frau Humble ließ zunächst nicht erkennen, ob sie Isabels ausgestreckte Hand noch annehmen würde. Ihre Mundwinkel



vertieften sich ein wenig und ihre Augen huschten durch den Raum. Schließlich ergriff sie die ihr gebotene Hand und drückte sie flüchtig.

„Ilonka Humble“, sagte sie mit einer leicht näselsnden Stimme, wobei sie ihren Namen „Humble“ mit einem kratzigen „Ch“ aussprach. Chumble.

„Herzlich willkommen auf dem Blumschen Hof“, stieß Isabel ein wenig atemlos hervor. „Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Fahrt.“

„Danke“, antwortete Frau Humble und schaute sich dabei mit gespitzten Lippen und einer hochgezogenen Augenbraue weiter in der Küche um.

Eva betrachtete die Frau. Sie war sehr hochgewachsen und ihre Körperhaltung war so starr und aufrecht, dass man glauben konnte, jemand mit einem grausamen Sinn für gerade Linien habe sie mit einem Besenstil statt eines Rückgrats ausgestattet. Sie trug Schuhe mit hohen Absätzen und einen hautengen Bleistiftrock aus feinstem Garn. Außerdem war sie mager, wirkte beinahe unterernährt. Spitze Schlüsselbeinknochen stachen aus ihrem Dekolletee hervor. Ihr Gesicht wurde von einem eckigen Unterkiefer beherrscht, der ihr ein äußerst maskulines Aussehen gab.

„Eeva?“

Isabels Stimme drang zu Eva durch. Sie blinzelte und sah den flehenden Blick ihrer Mutter.

„Eva, komm doch bitte mal her mein Kind.“

Isabel ergriff das Handgelenk ihrer Tochter und zog sie etwas unsanft zu sich heran. Eva fasste sich und suchte verzweifelt die Winkel ihres Gehirns nach einem freundlichen Gesichtsausdruck ab. Vergebens.

Sie begegnete dem Blick der großen Frau, die auf sie herabschaute, als sähe sie etwas, was sie ekelte. Mechanisch streckte Eva ihr die Hand entgegen, überzeugt davon, dass diese

sie nicht ergreifen würde. Doch Frau Humble packte, ohne zu zögern, zu und drückte ihre Hand lang und fest. Zu lange und zu fest, wie Eva fand. Die Zeitspanne nach der ein Händedruck mehr als unangenehm wurde, verging. Frau Humble durchbohrte Eva zunächst mit ihren Augen, bevor sie ungeniert ihren Blick über Evas Gestalt huschen ließ, ohne dabei ihren Kopf zu bewegen. Beinahe wäre Eva dem Impuls erlegen, ihr ihre Hand zu entziehen, doch sie besann sich. Sie hatte in der harten Schule ihrer Mutter gelernt, wie man sich Gästen gegenüber verhalten sollte.

„Nun, das ist meine Tochter Eva“, stellte Isabel sie vor und lachte nervös auf.

Die Spannung zwischen dem Gast und Eva war so intensiv, dass man es praktisch knistern hörte. Frau Humble ignorierte Isabel und sagte, ohne den Blick von Eva abzuwenden:

„Kind.“

Es klang wie „Chind.“

Eva fragte sich, was das für ein merkwürdiger Akzent war, mit dem die Frau sprach.

„Du wirst mir doch keinen Ärger machen.“

Unsicher darüber, ob es nun eine Frage oder eine Aufforderung gewesen war, schwieg Eva und runzelte die Stirn. Frau Humble schien keine Antwort erwartet zu haben. Ein Lächeln, das an einen bissigen Hund erinnerte, erschien auf ihrem Gesicht.

„Fein!“, sagte sie in den Raum und ließ Evas Hand los.

Isabel blinzelte etwas irritiert und setzte ihr Lächeln wieder auf.

„Bitte folgen Sie mir doch. Ich führe Sie herum und zeige Ihnen die Unterbringung.“

Isabel öffnete die Küchentür und lies Frau Humble den Vortritt. Ihr Blick zurück über ihre Schulter, war für Eva nicht schwer zu deuten. „Du bleibst hier!“, hieß das.

Eva blickte auf die zufallende Küchentür und verbarg die Hände in den Taschen ihres Rocks. Nachdenklich schob sie ein Stück